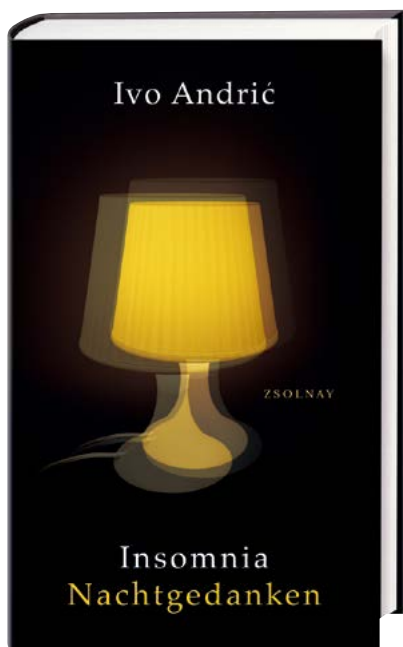


Leseprobe aus:
Ivo Andrić
Insomnia



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Ivo Andrić

Insomnia

Nachtgedanken

Herausgegeben,
aus dem Serbischen übersetzt
und mit einem Nachwort
von Michael Martens

Paul Zsolnay Verlag

Insomnia ist eine Auswahl an Texten (siehe Nachwort),
die im Original in dem Buch *Znakovi pored puta* und dort
vor allem in dem Abschnitt *Nesanica* erschienen sind.

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-552-05973-3

All rights reserved

© The Ivo Andrić Foundation, Beograd, SERBIA

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© 2020 Paul Zsolnay Verlag Ges. m.b.H., Wien

Satz: Nadine Clemens, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Foto © plainpicture / Daniel K Schweitzer

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwor-
tungsvollen Quellen
FSC® C014889

Insomnia

I.

Wenn man in solchen Nächten wenigstens für einen Augenblick allein sein könnte, mit stummen Lippen, geschlossenen Augen, versiegelten Ohren, entspannten Muskeln, im Dunkeln. Aber nein. Kein Rummelplatz, keine Kirche, kein Theater ist so lebendig und bevölkert wie diese dunklen Stunden, in denen man schlafen sollte.

Unter dem grellen Licht des Gewissens und der Erinnerung wimmelt und kriecht ein ganzes Volk umher. Einige gehen unerbittlich langsam vorbei, und ich erinnere mich, dass ich schon vor langer Zeit bemerkt habe, wie es unglückliche Menschen nie eilig zu haben scheinen. Ohne Fortschritte zu machen, bewegt sich der Zug jener, die ich beleidigt und verachtet, denen ich ohne Recht und Not etwas zuleide getan habe oder denen ich nichts Gutes tat, als ich es gekonnt und gemusst hätte. Einige halten noch Briefe in den Händen, auf die ich ihnen nicht geantwortet habe. Jene, die ich aus Angst, aus niederen Gründen, wegen meines Stolzes oder meiner Bequemlichkeit

betrogen und verraten habe, sagen nichts, nicht mit Worten und nicht in Bewegungen, aber ein stilles Lächeln weicht nicht von ihren Gesichtern, wie eine Maske aus Licht, ein schreckliches Lächeln, von dem ihnen nicht leichter, meine Qual aber größer wird.

Diejenigen, auf deren Liebe ich mit selbstsüchtigem Schweigen, Spott oder Vergessen geantwortet habe, bewegen sich viel schneller, da die Liebe eine gewaltige Kraft ist, die niemals und nirgends ihre Macht verliert. Sie kreisen wie Planeten, und wenn sie an mir vorbeiziehen, überstrahlt, erzittern sie noch einmal vor dem Schlag, den ich ihnen einst versetzt habe, um sich wieder in der Dunkelheit zu verlieren, während andere ihren Platz einnehmen.

Und in der fernsten Ferne, zu der das Blickfeld reicht, am Grunde des Horizonts, am äußersten Rande des Gesichtskreises, halb auf der Erde und halb im Himmel, sitzen Bettler, denen ich kein Almosen gab. Ob es am dämmrigen Himmel liegt oder an meinem trüben Blick, aber mir scheint, es sind so viele, dass ich niemals allen hätte spenden und sie aus meinem Gesichtskreis hätte entfernen können, selbst wenn ich all meinen Besitz verkauft oder zehn Leben lang gelebt, gearbeitet und verdient hätte.

Ich erinnere mich und weiß, dass es auch solche gab, denen ich im Leben Gutes tat, denen ich beistand, aufhalf und Trost spendete, ich weiß, aber sie kann ich nirgends sehen, und vergebens mühe ich mich, mir ihre Gesichter und Namen in Erinnerung zu rufen.

Und so, ohne die Kraft, mich zu rechtfertigen und zu verteidigen, und ohne die Möglichkeit, auch nur irgendetwas wiedergutzumachen, blicke ich ohne Unterbrechung und Erleichterung auf die schreckliche Bühne vor mir und warte darauf, dass der Tag sie mit einem Vorhang aus hellem Glanz bedeckt.

Die Schwierigkeit besteht nicht darin, wie man einschläft, sondern wie man nicht aufwacht. Das wissen viele von uns. Selten sind die glücklichen Nächte, in denen man fünf Stunden lang schläft, ohne Unterbrechungen und Erwachen. Regelmäßig kommt es vor, dass du gegen drei Uhr nachts aus dem ersten Schlaf hochfährst. Atemnot weckt dich, und das üblicherweise in Verbindung mit einem unangenehmen Traum. Langsam kommst du zu dir, bis du vollkommen wach bist. Und dann beginnt für die Dauer von zwei bis drei Stunden die Zeit des nächtlichen Wachens. Früher hast du Licht angemacht, um zu lesen und so vielleicht Schlaf zu finden. Das machst du jetzt schon lange nicht mehr. Mit letzter Anstrengung drehst du dich um, liegst zusammengekauert und wehrlos im Bett wie ein Mann, der gesteinigt wird.

In diesen Stunden herrschen die Gesetze der Nacht und die Maßstäbe der Dunkelheit, vor denen niemand unschuldig oder gerecht ist, niemand rein, friedlich und besonnen sein kann, nichts gut oder ungefährlich ist. Finstere Säle öffnen sich im Menschen, enge oder unabsehba-

re Bühnen werden beleuchtet. Auf ihnen finden Dramen ihren Höhepunkt und ihre Auflösung, die einst in unseren Gedanken und Ahnungen ihr Kommen ankündigten, aber nicht dazu kamen, zu erscheinen oder sich zu verwirklichen. Aber es tauchen auch neue, unbekannte Dramen auf, über die wir bisher noch nie nachgedacht haben.

Erst viel später in der Nacht gelingt es uns, unseren Blutkreislauf zu beruhigen, den Spuk auszulöschen und die verschrobenen Gedanken zum Schweigen zu bringen. Es bleibt nur die Wärme des Bettes, die uns langsam umhüllt, uns wärmt wie ein Handschuh die Hand und uns in den Schlaf wiegt. Aber manchmal verrät uns auch das, und wir tun kein Auge zu bis zum Morgen, wenn wir aufstehen, um zerquält und erschöpft direkt in einen neuen Tag unseres wirklichen Lebens zu gehen. Das ist das Schlimmste.

Was nützt dir die Erkenntnis, dass es endlose Weiten aus Luft gibt, wenn deine Luftröhre entzündet und so eng ist, dass du nicht so viel einatmen kannst, wie es nötig wäre, und wenn alle Anstrengungen, einzuatmen, dir Schmerzen bereiten, wenn sie dir Schwindel und schreckliche Angst bringen, niemals aber genug Luft. So erstickend lebst und stirbst du.

In der Nacht gibt es immer Angst, wie Abendtau, mal mehr, mal weniger. Ihr Einfluss auf uns ist ganz verschieden. Manchmal haben wir die Kraft, uns vollständig gegen sie zu wehren, manchmal geht sie nur für einen Augenblick durch uns hindurch wie ein Schauer, und manchmal öffnen wir ihr unsere Seele und lassen sie darauf herumtrampeln und wüten, wie es ihr beliebt.

Es ist, als sei die Angst seit jeher im Menschen verborgen, nur um den erstbesten Anlass zu suchen und zu finden, um an die Oberfläche zu kommen und in all ihrem Grauen zu erscheinen und sich zu verbreiten.

Die Angst steht im Dienst einer unbekannten Macht, die ihr folgt wie ein Jäger dem Windhund. Ich beobachte die Angst aus verschiedenen Blickwinkeln, in mir und um mich, und es scheint mir, dass die Menschen sich nicht fürchten vor dem, was sie zu fürchten vorgeben und denken, sondern vor ihrer angeborenen Furcht. Wie eine hungrige Spinne liegt die Furcht in ihnen und lauert und wartet, ob irgendetwas das Netz der menschlichen Nerven erzittern lässt. In diesem Augenblick erhebt sie sich und wirft sich blind auf jeden noch so unbedeutenden Anlass, denn jeder ist ihr willkommen. Die Angst füllt dann den ganzen Menschen aus, trübt ihm die Gedanken, vernebelt den Blick, betäubt die Beine, macht ein blindes und ohn-

mächtiges Opfer aus ihm für die unbekannte Macht, die ihn verschlingen soll. Wenn der Mensch ihr dieses Mal nicht erliegt, zieht sich die Angst wieder in ihn zurück, macht sich klein und unsichtbar und wartet auf einen neuen Anlass.

Ich war vielleicht sieben Jahre alt. Gleich nach dem Abendessen befahl mich der Schlaf, vom Essen, von den Spielen des Tages und vor Erschöpfung. Aber sobald das Bett und das Schlafen erwähnt wurden, hob ich den Kopf, riss die Augen auf und wehrte mich hartnäckig gegen den schieren Gedanken ans Schlafengehen. Die Erschöpfung tat mir körperlich weh. Angst plagte mich. Angst vor dem, was die Älteren reden und was ich nicht verstehe, hinter dem ich aber unbekannte Schwierigkeiten und ebenso ungelöste wie unlösbare Fragen ahne. Angst vor dem Schatten, den die Petroleumlampe an die Decke warf, Angst vor der mächtigen Finsternis und der ohnmächtigen Helligkeit. Dieselbe Angst trieb mich dazu, mich gegen den Schlaf und das Bett zu sträuben, zu wachen, Angst zu haben, aber in der Hoffnung zu leben, eine Lösung für meine Angst zu finden und ein Ende zu sehen, so wie sich ein verirrter und erschöpfter Mensch nicht hinsetzen darf, sondern in der Hoffnung, einen Ausweg zu finden, durch den finsternen Wald und die kalte Nacht läuft.

Damit mich die Müdigkeit nicht am Tisch überwältige, stand ich auf und ging zum Erker, der in die Dunkel-

heit eintauchte und von dem aus nur zwei weit entfernte, schwache Lichter zu sehen waren, zwei Laternen auf der Brücke, wie zwei machtlose Funken auf dem unpassierbaren Meer der Finsternis, unter der das Städtchen zwischen den Bergen lag ... Zu der Zeit ertönte für gewöhnlich auch das Militärhorn aus der unsichtbaren Kaserne auf dem Berg.

Weder gelang es mir jemals, diese Melodie zu vergessen, noch habe ich je im Leben eine traurigere gehört. Sie war für das Ohr, was die Finsternis für das Auge war. An die hölzerne Brüstung geklammert, das Gesicht bis zur Schmerzhaftigkeit zwischen zwei Holzsäulen gepresst, erstarrt und verloren, war ich durchdrungen von dieser Finsternis und diesem Geräusch und der Trauer, die sie trugen.

Ein unerfahrenes Kind, ahnte ich unklar, dass mir diese Finsternis die ganze Welt verdeckt, alles, was der Mensch sehen, haben und erreichen kann, und dass unter diesen vor Wehklagen berstenden Geräuschen verschiedene und herrliche Stimmen und alle Worte, Namen und Botschaften der Welt begraben sind. Etwas ließ mich ahnen, dass diese Welt, die mir von dieser Finsternis und diesem Horn verdeckt wurde, voller Schönheit, Glühen, Kraft und Reichtum war, aber auch voller Gefahr. Und dass die Schönheiten vergänglich sind und die Reichtümer unsicher, die Gefahren aber wirklich und groß. Ich spürte, dass für jeden von uns schon von Geburt an eine Falle geflochten wird, anfangs klein und dünn, aber sie wächst

mit uns und wird mit unseren Jahren stärker, wandert mit uns wie unser Schatten und erwartet uns überall, gewisser als das Grab. Ich wusste, obschon ich weder weiß, woher noch wie, dass man den größten Teil des Lebens durch die Finsternis reist, und dass die Angst sowohl in der Finsternis als auch an der Sonne unser Wegbegleiter ist.

Alles, was ich später im Leben erfuhr und was ich, verwirrt und getragen vom Spiel angeborener Sinne wie erbter Triebe, nie richtig und gänzlich überblickt habe, all das ahnte ich in diesen Nächten, an die Erkerbrüstung gepresst, erschöpft, vor dem Schlaf und allem um mich herum fliehend, während ich das Geheul des österreichischen Militärhorns hörte, das den traurigen Soldaten zur Ruhe rief.

Galavorstellung im Theater. Ballett. Frauen mit einem Lächeln wie im Traum, anmutig in hellweißem Tüll. Die Musik bald leise und feierlich, bald laut und prunkvoll. Hinter mir sitzen einige reiche Juden, zwei Frauen und zwei Männer. Ich hatte sie vor Beginn der Vorstellung beobachtet und ihnen zugehört. Festlich, wohlgenährt und luxuriös gekleidet. Die Männer schwer und ernsthaft, die Frauen fein und gepflegt, mit teurem Schmuck.

In einem Moment, als in der Musik das Pianissimo vorherrschte und das gesamte Ensemble nur wellenartige Bewegungen der Arme und Köpfe ausführte, hustete eine der vornehmen Jüdinnen hinter mir kurz und spröde ei-

nen traurigen Armutshusten. Und gleich einer vergessenen Melodie, an die man sich plötzlich und lebhaft erinnert, öffnete dieser Husten eine ganz andere Szene vor mir.

In meiner Kindheit lebte in unserer Kleinstadt, als Marketender und Krämer neben der Kaserne, ein polnischer Jude namens Jankil Gutenplan. Ein stämmiger Mann mit breitem Bart, mit einer großen Familie belastet. Er war der Einzige in unserem Städtchen, der Orangen und deutsche Bonbons führte. Und immer, wenn ich aufgeregt in seinen Laden trat, mit ein paar in die Kinderfaust gepressten Kreuzern Orangen auswählend, hörte ich aus dem kleinen Zimmerchen neben dem Geschäft genau denselben spröden und kurzen Husten, der die goldene, üppige Vision verdarb, die mir die Orangen in dem Korb vor mir eröffnet hatten. In dem Zimmerchen lag in Elend und Lumpen die Mutter des alten Jankil und starb dort seit Jahren.

Aus dieser alten Erinnerung rissen mich die letzten Akkorde des Orchesters und der Applaus überall um mich herum.

Oft tauchen vor meinem inneren Auge Gesichter von Erwachsenen auf, wie sie mir aus früher Kindheit in Erinnerung geblieben sind. Das sind meist bärtige und schwere Gesichter ernster Menschen, die ich damals sehr beneidet habe um ihre Jahre, Titel und Geschäfte, vor allem aber

darum, dass sie erwachsen und reif waren, eine Rolle im Leben spielten und von jedem von ihnen etwas oder jemand abhing, weil sie alle ernst genommen, zu etwas befragt oder um etwas gebeten wurden, weil man ihre Namen nie ohne einen Titel aussprach: Gazda*, Herr oder Doktor. Ihre Bewegungen und Handlungen schienen mir bedeutsam, wichtig und sinnerfüllt zu sein, während unser ganzes jugendhaftes Leben nur eine ungeschickte Schererei war, begleitet von dem Wunsch, erwachsen und »groß« zu werden.

Heute, da meine Altersgenossen und ich längst erwachsen und sogar alt geworden sind, Stellungen eingenommen und Familien gegründet haben, kann ich in uns keinesfalls die wichtigen und ernsthaften Menschen erkennen, wie sie unsere Väter und Großväter waren. Stets scheint es mir, dass wir zwar älter und hässlicher geworden, aber unwissende und ungeschickte Jungen geblieben sind, dass es in unseren Arbeiten und Handlungen weder jenen Sinn noch jene Selbstgewissheit und Sicherheit gibt.

Oft denke ich, dass vielleicht auch unsere Väter seinerzeit dieselbe Empfindung gehabt haben, und dass dieses ernsthafte und würdige Leben nur in den Augen der Jungen existiert, die es betrachten und begehren.

Ich war wohl fünf oder sechs Jahre alt, als ich hörte, wie die Älteren über irgendeinen Mann sprachen. Jemand sagte: »Er ist verdächtig.« Mir scheint, dass ich dieses Wort seit jenem Tag im Ohr habe. Als hätte ich ein besonderes Gehör dafür entwickelt. Überall bin ich ihm begegnet. Je mehr Zeit verging, desto häufiger stieß ich auf Menschen, die andere verdächtigten, oder auf solche, die jemandem wegen irgendetwas verdächtig waren. Ich habe nicht einmal bemerkt, dass ich auch selbst verdächtig geworden bin, mir und anderen.

Somnus imago mortis. (Der Schlaf ist das Bild des Todes.) So lautete einer der Beispielsätze in unserem Lateinlehrbuch am Gymnasium in Sarajevo. Ich weiß nicht, warum, aber als Junge war mir das nie völlig klar. Wie übrigens die meisten der lateinischen Sentenzen aus dem Lehrbuch. Wieso und warum ist der Schlaf das Bild des Todes, fragte ich mich. Für mich lagen Tod und Schlaf weit voneinander entfernt. Der Tod war etwas Schwarzes und Erschütterndes, wie ein Schlag oder ein Erdbeben. Der Schlaf war etwas Friedliches und Angenehmes, ein wesentlicher Teil unseres Lebens, von schönen Visionen und süßem Unbewusstsein begleitet.

Jetzt aber bestätigt sich mir die Stimmigkeit des Vergleichs in jenem lateinischen Satz auf eigene Weise. Wenn ich mich hinlege und ein Buch zu lesen beginne, einen Roman etwa, begleite ich den Fluss der Handlung für eine

Zeit, und mitunter begeistere ich mich und möchte gern einen Textabschnitt unterstreichen, aber manchmal wieder empfinde ich Leere und Langeweile, doch im einen wie im anderen Fall ermüdet mein Sehvermögen nach einer gewissen Zeit, die Aufmerksamkeit wird schwächer, und die Augen fallen zu. Ich kämpfe, zucke und mache Anstrengungen, das Lesen fortzusetzen, aber immer öfter entgleitet mir der Handlungsfaden, und ganz von selbst erscheinen andere Bilder, die keine Verbindung haben zu dem, was im Buch geschrieben steht und was nun alles im Nebel des Schlafs versinkt. Die Seiten blättern sich von selbst um. Ich stemme mich gegen die allmächtige Flut des Schlafes, die alles zu überschwemmen droht, was sich vor mir auf den Seiten des Buches zugetragen hat, aber ich stemme mich immer schwächer dagegen, und schließlich lege ich das Buch aus der Hand, und mit ihm das Leben aller Charaktere darin sowie auch mein eigenes, ich finde mich ab mit der Tatsache, dass alles im Meer des Vergessens und der Bewusstlosigkeit untergehen wird. Und ich tue das ohne großes Bedauern, fast glücklich, dem überwältigenden Druck des weichweißen Elements des Schlafes nachgeben zu können. Der Schlaf ist wie der Tod – jetzt scheint es mir, dass ich das Beispiel aus dem Lateinlesebuch meiner Kindheit besser verstehe.

Ich gehe durch ein Gewässer, unter dichten und niedrigen Baumkronen. Ich gehe und fühle mich unbehaglich wie im Leben. Hinter mir geht ein Mann, den ich kenne. Und ich weiß, dass ich ihn kenne. Ich kann ihn nicht sehen, denn ich möchte mich nicht umdrehen, aber ich weiß, dass er mit dem Kopf die unteren Blätter der Baumkronen berührt. Er sagt nichts, aber ich sehe voraus, was er sagen wird, wenn er zu reden beginnt. Und er könnte jetzt in jedem Augenblick zu reden beginnen